Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 73 (1964)
Heft: 8

Artikel: Unsere Urteile besitzen nur Augenblicksgültigkeit : Erfahrungen in unsern Tibeterheimen
Autor: Reinhard, Marguerite
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974935

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

einfach. Sie sind schon zu alt, um die Schweizer Schulen zu besuchen; man kann sie ja schliesslich nicht zwischen die Erstklässler setzen. Da bleibt nur Privatunterricht in den Elementarfächern übrig; aber auch das genügt kaum, um den theoretischen Stoff für das Schwesternexamen bewältigen zu können, der gute Wille zum Pflegen allein reicht für diesen Beruf noch nicht aus. Ein Mädchen in Waldstatt (die Tibeter sagen, es sei neunzehn, die Schweizer schätzen es auf zwölf oder dreizehn Jahre) ist in einer ähnlichen Situation. In der Schule kam es nicht mit, darauf erhielt es privaten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, und nun lernt es bei einer Schweizer Familie den Haushalt.

Auch mit all diesen kleinen Randproblemen müssen sich diejenigen befassen, in deren Händen die Hilfsaktion für die tibetischen Flüchtlinge liegt, die eine gemeinschaftliche Aufgabe des Vereins Tibeter Heimstätten und des Schweizerischen Roten Kreuzes ist. Ueber allem steht aber der Rotkreuzgedanke: zu helfen und Not zu lindern, wo in der Welt Elend herrscht und Hilfe gebraucht wird.

UNSERE URTEILE BESITZEN NUR AUGENBLICKS-GÜLTIGKEIT

Erfahrungen in unsern Tibeterheimen

Von Marguerite Reinhard

Noch ist die Zeitspanne, seit der die 235 Tibeter in Gruppen in unserem Lande leben, zu kurz als dass wir uns ein Urteil über Erfolg oder Nichterfolg ihres Einlebens anmassen dürfen. Die meisten Schlüsse, die wir heute ziehen, besitzen Augenblicksgültigkeit und können morgen schon überholt sein. Eines aber dürfen wir füglich feststellen: Die Tibeter haben den ungeheuren Schritt aus einem östlich-frühmittelalterlichen theokratischen Feudalstaat in einen modernen, überzivilisierten westlichen Industriestaat erstaunlich gut vollzogen.

Wohl sind da und dort Schwierigkeiten aufgetreten, deren Keim vor allem in unseren eigenen Auffassungen und Erwartungen lag, die sich mit der östlich-mittelalterlichen Seele des tibetischen Volkes nicht immer in Einklang bringen liessen. So bedurfte es und bedarf es immer noch von beiden Seiten wohlwollender Anstrengungen, sich gegenseitig anzupassen und da, wo die Sprachen sehr verschieden sind, in beidseitiger Bemühung eine neue Sprache des Verständnisses zu finden.

So hatten wir zum Beispiel die Kluft, die zwischen den verschiedenen sozialen Ständen einer mittelalterlichen Gesellschaft sehr tief ist, nicht in ihrer ganzen Ausgeprägtheit in Betracht gezogen. Diese Kluft hat sich anfänglich in einigen Gruppen — nicht in allen — besonders unter den Frauen, die wegen ihrer bewahrenden Haltung weniger anpassungsfähig sind, nachteilig ausgewirkt. Seien wir aber gerecht! Wenn wir uns vorstellen, die Umstände hätten vor einigen Jahrhunderten bei uns eine städtische Hocharistokratin, eine Landedelfrau, einige Stallmägde und leibeigene Frauen gezwungen, in einem kleinen, engen Haus zusammenzuwohnen, am selben Tisch zu sitzen, dieselben Arbeiten zu verrichten, der genau gleichen Behandlung teilhaftig zu werden ohne Unterscheidung des Standes, so führen wir uns ungefähr die Lage vor den inneren Blick, der sich die tibetischen Frauen in unseren Gruppen gegenübersahen. Zuerst versuchten die Frauen der höheren Stände ihre Vorzugsstellung zu wahren, doch hatten die aus dem Volk bereits in Indien sehr wohl gelernt, dass es im Flüchtlingsdasein keine Standesunterschiede mehr gibt. Diese Auffassung fanden sie in unseren Heimen dadurch bestätigt, dass die Betreuerinnen des Schweizerischen Roten Kreuzes allen Frauen dieselben Rechte zugestanden und ihnen dieselben Pflichten auferlegten. Da und dort holte eine der ehemals hochgestellten Frauen ein durch alle Gefahren der dramatischen Flucht mitgeschlepptes Photoalbum hervor, schlug die Seiten auf und wies anklagend auf die Zeugen einstiger Bevorzugung: «Da! So Amala einst gelebt. So! Grosses Haus. Viel Gesinde. Viel Schmuck. Nie Arbeit. Nie!» Dann, die Hände betrachtend, vorwurfsvoll: «Damals Amala schöne Hand. Hier viel arbeiten.»

Auch unsere Vorstellung von der Rolle, die die in unser Land eingereisten Lamas innerhalb der Gruppen hätten spielen sollen, erwies sich in einigen Tibeterheimen als falsch. Man könnte uns vorwerfen, wir hätten die Aufgaben der tibetischen Geistlichen mit westlichen Augen betrachtet und dabei an die Tätigkeit unserer eigenen Geistlichkeit gedacht. Nein, das taten wir nicht. Was uns aber nicht im ganzen Ausmass bewusst war, sind die grossen Unterschiede in den Bildungsstufen, die die Mönche erreichen, sowie das Unvermögen vieler, die Sprache des einfachen Volkes zu sprechen. So stellen denn die Tausenden und Tausenden von tibetischen Mönchen, die nach Indien geflohen sind, sogar auch in diesem Asylland ein Problem ganz eigener Art dar, in einem Land also, in dem der Buddhismus wurzelt und das der buddhistischen Glaubensweise nahe steht.

In Tibet lebte ein grosser Teil der Geistlichkeit in abgeschlossenen Klöstern und bildete eine exklusive, vom Volk durch ausserordentliche Vorrechte, Vergünstigungen und Machtbefugnisse getrennte Klasse. Sie gab sich in der Regel nicht mit dem Volk ab, sie unterrichtete es kaum; denn der Buddhismus ist keine Volksreligion, sondern eine geistig sehr anspruchsvolle, schwierige, unanschauliche, abstrakte und metaphysische Erkenntnislehre, zu deren höchsten Höhen nur einige Auserwählte nach einem ein ganzes Leben währenden Studium, verbunden mit ungezählten Uebungen, zu gelangen vermögen. Die übrigen befinden sich irgendwo auf dem langen und beschwerlichen Weg, ein jeder an einer andern Stelle, die jüngeren noch ganz am Anfang, die älteren so weit, als es ihnen ihre Geistesgaben erlaubt haben.

Der Durchschnittsmönch erreichte nur eine mässige Höhe, die ihm aber erlaubte, die vorgeschriebenen Götterdienste im Verein mit den andern Mönchen abzuhalten und jene Geschäfte zu erledigen, die dem Kloster den Unterhalt sicherten. Nur die geistig begabtesten wurden Mitglied einer der höheren Fakultäten ihres Klosters und vertieften sich dort mit höchstem geistigem Einsatz in jene Studien, die sie nach und nach zu erstaunlichen Erkenntnissen und Fähigkeiten führen sollten. So kommt es, dass es Mönche der verschiedensten Ausbildungs- und Geistesstufen gibt. Was sie in Tibet alle vereinte, war ihre klösterliche Gemeinschaft, waren aber vor allem auch die gemeinsamen Gebete und Gesänge, die aus diesen Riesenklöstern übers ganze Land brausten und das einfache Volk in einen Mantel des Schutzes und der Geborgenheit hüllten. Das war ihre Art, mit dem Volk zu sprechen, ihm zu dienen.

Manch einer der weniger begabten Mönche kehrte in sein Dorf zurück, um dort, von allen verehrt, die volkstümlichen kultischen Handlungen vorzunehmen, die indessen mit ihrer Verehrung erdnaher Götter und der Bannung übler Geister und Dämonen eher in den Bereich der vorbuddhistischen Volksreligionen gehörten, von der buddhistischen Geistlichkeit als hervorragende Kenner der menschlichen Seele aber dennoch ausgeübt wurden; denn im tibetischen Buddhismus sind, als Frucht weiser Ueberlegung, hoher Buddhismus und vorbuddhistische Ausdrucksformen religiöser Gefühle miteinander verschmolzen; einmal wiegt das eine, ein andermal das andere vor. Die höchste Geistlichkeit indessen wendet sich ausschliesslich der reinen Lehre Buddhas zu.

Wenn wir uns diese grossen Unterschiede in Ausbildung und Haltung der tibetischen Mönche vergegenwärtigen, wenn wir uns den langen Weg, der zur Erkenntnis führt, vorstellen, so verstehen wir, weshalb einige der Lamas ihre Aufgabe bei uns nicht in der Weise zu erfüllen vermögen, wie wir das erwartet haben. Der junge Lama ist geistig und menschlich noch zu wenig gefestigt, um einer Gruppe teilweise kritisch gewordener Menschen vorstehen zu können, der ältere, höherstehende Lama findet aber den Weg zum einfachen Volk nicht, denn er spricht eine jenseitige Sprache, das Volk aber eine diesseitige.

Rund zweitausend Mönche fanden Aufnahme in buddhistischen Klöstern Nordindiens und Nepals. Für sie gibt es zurzeit keine Probleme; sie leben ihr gewohntes klösterliches Leben in etwas anderer Umgebung weiter. Einige weitere Mönche wirken in den tibetischen Schulheimen Indiens als Lehrer. Die meisten aber sahen sich von einem Tag auf den andern in ein ihnen völlig fremdes, ungeborgenes, als feindlich empfundenes Leben hineingeworfen, dem sie sich nicht gewachsen fühlten. Um überhaupt zu überleben, ergaben sich viele dem Betteln. In richtiger Erkenntnis der Gefahren dieses untätigen Verlorenseins ordnete der Dalai Lama an, dass alle Mönche, die ausserhalb der Klöster lebten, ihren Lebensunterhalt mit irgendeiner Arbeit zu verdienen hatten.

Von diesem Gebot erhielten auch die andern Flüchtlinge Kunde, und so kam es, dass sich einige Männer in unseren Gruppen weigerten — es waren frühere Bewohner tibetischer Städte, die die Autorität der Geistlichkeit nicht mehr voll anerkannten —, zum Unterhalt ihres Gruppenlamas etwas beizutragen. Die jüngeren Lamas ergriffen sofort aus eigener Initiative die Gelegenheit, einer Arbeit nachzugehen, die sie der geistigen Betreuung der Gruppe enthob, einer der älteren Lamas indessen vermag sich nicht mehr umzustellen; für ihn ist die ehemalige Vorschrift an die Mönche «Versammelt euch!» leerer Schall geworden. Allein gelassen, ist er ohne Rat; für ihn muss eine andere Lösung gefunden werden. In einigen Gruppen haben die Lamas dank ihrer kraftvollen, selbständigen Persönlichkeit noch nichts an Autorität eingebüsst; sie sind der geistige Mittelpunkt der ihnen anvertrauten Schar.

Ja, diese ehemaligen Städter, vor allem die früheren Bewohner Lhasas! Auch sie brachten Probleme; denn sie fühlten sich in den Gruppen und vor allem in den abgelegenen Gegenden nicht wohl; sie vermissten die rege Vielfalt der Stadt. Die Fesseln des Gruppenlebens schnitten ihnen ins Fleisch. Seitdem nun aber diese wenigen Familien einzeln und in etwas grösseren Ortschaften untergebracht sind, geht es mit ihnen ausgezeichnet. Die Männer arbeiten gut, die

Frauen haben sich soweit in unsere Haushaltführung eingelebt, dass sie sich selbst zu helfen vermögen.

In noch manch anderem Belang entsprach die Wirklichkeit nicht unseren Vorstellungen. So gedachten wir, den Männern Arbeit in Bauernbetrieben oder im Kleinhandwerk zu vermitteln und sie vor der allzujähen Berührung mit der Industrie zu bewahren. Welch ein fehles Bestreben! Landwirtschaftliche Arbeit interessierte sie nicht; was sie anzog, war die Arbeit in der Fabrik oder, als ganz besonders faszinierend empfunden, die Arbeit in einer Garage. Auto! Ein vielgepriesenes Wunderwerk!

Da die meisten dieser Tibeter weder lesen noch schreiben noch rechnen können, kommt für sie nur eine Beschäftigung als Hilfsarbeiter, für einige vielleicht mit der Zeit als angelernte Arbeiter in Frage. Einigen der jungen Männer indessen, die eine gewisse Schulbildung genossen haben, ist Gelegenheit zum richtigen Erlernen eines Berufes geboten. So unterzieht sich zum Beispiel ein junger Adliger einer Zahntechniker-, ein junger Lama einer kaufmännischen Lehre. Die Lehrmeister äussern sich anerkennend über ihre Fortschritte.

Fast alle Männer sind fleissig und arbeiten gut. Die Löhne werden ihnen deshalb den wachsenden Leistungen entsprechend von Zeit zu Zeit erhöht. Anfänglich betrachteten einige der Tibeter diesen Lohn als eine Summe, deren Verwendung für ihre ganz persönlichen Bedürfnisse eine Selbstverständlichkeit bedeutete. Sie trauten ihren Ohren nicht, als ihnen die Heimleiterin zu verstehen gab, dass sie mit dem verdienten Geld ihren Unterhalt und — soweit es reichte — auch jenen für ihre Familie zu bestreiten hatten. Weshalb? Wofür? Das Haus stand ja da, es musste nicht erst gebaut werden. Es war bereits eingerichtet, als sie einzogen, alles war ja da, dessen sie bedurften. Auch die Lebensmittel waren da. Weshalb für etwas bezahlen, das ohnehin da war?

Nach endlosen Diskussionen unter Beiziehung des Dolmetschers begannen sie das Wesen des Haushaltsgeldes zu begreifen; was sie jedoch als ungerecht empfanden, war der Umstand, dass jener, der mehrere Kinder hatte, mehr bezahlen sollte als jener, der nur eines besass, mehr auch als ein Junggeselle. Und weshalb sollten sie einmal für dreissig Tage, ein nächstes Mal aber für einundreissig Tage bezahlen? Da ging etwas nicht mit rechten Dingen zu. Gespräch nach Gespräch. Abend nach Abend. Bildhaftes Darstellen auf der Wandtafel des Schulzimmers. Allmähliches Begreifen mit gelegentlichen Rückfällen.

Und das Sparen! Die Betreuer erklärten den Männern den Vorteil, erspartes Geld auf die Bank zu bringen und in einem Sparheft anzulegen. Auch das verstanden einige nach wiederholtem Erklären. Eines Tages aber war eines der Heime von grosser Aufregung erfüllt. Einer hatte der ganzen Bankangelegenheit nie recht getraut, hatte die Noten, die er dem Beamten übergeben hatte, mit einem kleinen, nur ihm bekannten Zeichen versehen, war eines Tages wieder am Schalter erschienen, hatte sein Sparbüchlein vorgewiesen und verlangt, man möge ihm sein Geld zeigen. Der Beamte legte die der gesparten Summe entsprechenden Noten vor den Mann. Doch welche Empörung! Keine der Noten wies sein Zeichen auf. Sein Geld, sein eigenes Geld war nicht mehr da!

Die Zumutung, Steuern bezahlen zu müssen, wiesen jene der ersten Gruppe, an die diese Frage herankam, energisch zurück. Was war nun wieder das? Bezahlen! Wofür? Die Betreuer versuchten zu erklären. Die Strassen ... «Strassen? Wir verlangen keine Strassen, uns wären gewöhnliche Fusswege gut genug.» — «Die Strassenbeleuchtung? Was geht sie uns an? Wir brauchen nachts keine Lampen, wir bleiben ohnedies zu Hause.» — «Die Schule? Weshalb für die Schule? Wird denn der Lehrer nicht ohnehin bezahlt?»

So vieles bei uns ist für die Tibeter ganz anders als in der alten Heimat! So vieles stürzt auf sie ein, das sie nur allmählich zu verstehen lernen, langsam, langsam, da und dort noch von Misstrauen begleitet.

In alle die Fragen, die den tibetischen Erwachsenen heute noch so grosse Mühe bereiten, werden ihre Kinder mühelos hineinwachsen. Und so mag uns manchmal scheinen, unsere Aufgabe gleiche jener des Försters, der junge Bäume pflanzt, die erst in der nächsten oder übernächsten Generation zu voller Kraft erwachsen werden.

Sobald sich die Tibeter bei uns so weit eingelebt haben, dass sie unserer unmittelbaren Betreuung nicht mehr bedürfen, werden wir daran denken dürfen, die Gruppen aufzulösen und die Familien einzeln unterzubringen. Damit wird manch eine Schwierigkeit behoben werden können. Die Standes- und Stammesunterschiede sind zu gross, um ein jahrelanges friedliches Zusammenleben auf engstem Raum zu gewährleisten. Der Tibeter ist kein Heiliger. Er ist ein Mensch aus Fleisch und Blut mit allen Vorzügen und Fehlern, die der menschlichen Psyche anhaften. Zudem ist er ein ausgesprochener Individualist. Es gibt prächtige Menschen darunter, aber auch einige Hitzköpfe und einige unverträgliche Frauen, die Spannungen verursachen und das Zusammenleben belasten. Am meisten betrübt darüber sind die Tibeter selbst; sie flehen nach einem Streit die Betreuerin an, die Haustür zumauern zu lassen und irgendwo an einer wenig augenfälligen Stelle eine neue auszubrechen, die die Geister der Zwietracht nicht mehr finden könnten. Nach einigen Gesprächen geben sie sich dann auch mit einem Opferfeuer vor der gefährlichen Haustür zufrieden.

Hüten wir uns davor, uns weiser zu wähnen als die Tibeter! Sie versuchen, ihre üblen Geister aus dem Haus zu bannen, projizieren sie also nach aussen; wir aber versuchen, sie in die Tiefe unserer Seele zu bannen, von wo sie eines Tages bei einer Massenpsychose oder beim Ausbruch von Neurosen mit ungeheurer Kraft herausbrechen können. Diese Dämonen, Gebilde unserer eigenen Seele, mannhaft und mutig zum Kampf herauszufordern und sie zu besiegen, gelingt hüben und drüben nur einer kleinen Zahl Auserwählter. Wir andern aber haben keinen Grund, die Bannungsver-

suche der Tibeter zu belächeln; denn sie und wir werden gleichermassen von unseren Dämonen heimgesucht.

Manchmal werden wir gefragt, ob es nicht besser gewesen wäre, die Tibeter in Indien zu lassen und sie nicht in eine ihnen gänzlich fremde Welt zu verpflanzen. Wenn wir bei dieser oder jener Schwierigkeit selbst zu zweifeln beginnen, müssen wir unsern Blick bloss auf die vielen wenden, denen der Aufenthalt in der Schweiz zum Segen geworden ist. Nur einige davon:

Da ist der kleine Palden. In Indien war er sterbenskrank. Alle sind sich einig, dass er heute nicht mehr lebte, hätte er nicht zu uns kommen können. Sein ganzer Körper war eine einzige Eiterbeule. Er war zu

einem Skelett abgemagert und so schwach, dass er getragen werden musste. Arzt und Betreuerin rangen um sein Leben. Langsam, sehr langsam erholte er sich. Heute ist Palden der gesündeste, lebendigste, fröhlichste Junge; man nennt ihn liebevoll das Mostköpflein.

Bedenken wir den erschöpften Zustand, in dem manch eine Frau aus den Strassenarbeitslagern zu uns kam! Diese mageren, überzarten Frauen hatten in Indien eine Fehlgeburt nach der andern erlitten. Sehen wir sie jetzt vor uns: strahlend in ihrer wiedergesundeten Mütterlichkeit, das erste ausgetragene, wohlgestaltete Kind an der Brust!

Und Pasang. Er ist der glücklichste Mensch; denn sein Arbeitgeber, der ihn versteht und den er liebt, wie ein Sohn den Vater liebt, hat ihm aus den Ferien ein Päcklein gebracht. Pasang freut sich jeden Tag auf die Arbeit, auf das Zusammensein mit seinem Meister. In Indien aber war er unglücklich.

Dann Hreycho, die Nomadenfrau. Ihr Stamm war in Tibet verachtet. Diese Verachtung zog auch hinter ihr her nach Indien ins Arbeitslager, wie ein übler Schweif. Hier aber, im Schweizer Heim, wurden ihre Leistungen von der geliebten Memsa, der Rotkreuz-Heimleiterin, immer wieder besonders hervorgehoben, so dass die Verachtung bei den andern Frauen immer mehr verblasste und eines Tages ganz verschwunden war. Man kann nicht gut etwas aufrechterhalten, das von der Memsa, vom Dorf, vom Lehrer, der Hreychos kleine Mädchen in der Dorfschule unterrichtet, ganz einfach nicht zur Kenntnis genommen wird.

Sehen wir Karsang Chodrons alten Vater! Er sitzt mit gekreuzten Beinen auf dem Boden des Wohnzimmers, flickt strahlend und zufrieden die Wäsche und Kleider der Gruppe. Lange hat Karsan Chodron, die mit der ersten Gruppe in unser Land einreiste, um den betagten Vater gebangt. Immer wieder hat sie uns bestürmt: «Sucht ihn! Er lebt irgendwo in Not! In Nepals Bergen. Ich viel weinen, immer weinen, bis er da ist.» Jetzt ist er da. Karsang Chodron sitzt neben ihm am Webstuhl. Sie ist glücklich.

«Viel weinen!» Das hören wir oft, wenn die Tibeter von ihren zurückgebliebenen Angehörigen sprechen. «Bringt sie uns! Sie viel, viel weinen, immer weinen. Hier nicht mehr weinen.»

So könnten wir Beispiel an Beispiel reihen. Und plötzlich schmelzen die Schwierigkeiten in der warmen Sonne des erstaunlich vielen Schönen und Beglückenden. Zurück bleiben nur mehr oder weniger grosse Aufgaben, die zu lösen uns aufgegeben sind, zurück bleibt manchmal auch ein wenig Ratlosigkeit, die uns zwingt, uns in die Rätselhaftigkeit der menschlichen Seele, der östlichen und der westlichen, zu vertiefen.

DIE TIBETER UND UNSER DENKEN IN KAHLEN BEGRIFFEN

Zur Beurteilung der «Intellektuellen Fähigkeit» der Tibeterkinder im westlichen Exil

Vergleicht man die intellektuelle Leistungsfähigkeit von Angehörigen verschiedener Kulturen, so muss man die soziale Definition des respektive zugrunde gelegten Intelligenzbegriffes berücksichtigen. Dazu fehlen uns vorläufig die exakten Kenntnisse der tibetischen Verhältnisse. Die über die sprachliche Formulierung erfassbare begriffliche Prägnanz, auf welche die meisten unserer Tests abstellen, darf nicht bei jenen Kindern erwartet werden, die nur zweieinhalb Jahre oder weniger in unserem Lande leben.

Nach einer kürzeren Assimilationszeit versprechen die Kinder dank ihrer oft bemerkenswerten natürlichen geistigen Beweglichkeit und dank ihrer oft geradezu hinreissenden Wachheit, mit der sie spontan den neuen Forderungen zu begegnen wissen, viel mehr, als sie zu halten vermögen, sobald sie einmal in unsere Schulen eingegliedert sind. Dort sind nämlich die kleinen Tibeter mit einem Mal gezwungen, sich mit den Grundsätzen unserer Didaktik und Methodik auseinanderzusetzen. Ihre Aufnahmebereitschaft bleibt zwar ohne jeden Zweifel gross, mächtiger als sie jedoch und verhältnismässig schnell setzt eine deutliche Ermüdung ein. Voreilig wird diese Erscheinung vielfach dahin interpretiert, dass den Tibeterkindern offensichtlich die nötige Konzentrationsfähigkeit fehle. Aber es liegt auf der Hand, dass eine Sättigung durch die Reize des